



Beischrift des deutschen und des österreichischen Riesengebirgs-Vereins.

Nr. 8.	Erscheint in monatlichen Nummern.	37. Jahrg.
Tausende Nr. 418.	Hirschberg, den 1. August 1917.	Band XV.
<ol style="list-style-type: none"> Der Hauptvorstand des Riesengebirgs-Vereins (Seydel): Max Baensch-Schmidtlein †. Prof. Dr. Rosenberg (Hirschberg): Jns Gebirge! Dr. Baer (Hirschberg): Baensch-Schmidtlein †. Dr. Adam, Geh. Sanitätsrat (Hirschberg): Höhenfenne. Richard Senff (Potsdam): Unser heimlicher Wald als Kriegshelfer. Rehm, Amtsgerichtsrat (Neumarkt): Aus der Jugendzeit. Siegfried Sieber: Bei den deutschen Gebirgstruppen. Frau Marie Hoppe †. Jubiläum der Josephinenhütte. Wilhelm Müller-Rüdersdorf: Des Glückes Brücke. Roland Betsch u. Georg Schütz: flinz und flügge. 		

Am 25. d. Mts. starb zu Hirschberg nach langen, mit großer Standhaftigkeit ertragenen Leiden, im Alter von 64 Jahren, unser vieljähriges Mitglied,

Herr Max Baensch-Schmidtlein,

Amtsvorsteher und Oberleutnant a. D.,
ehemaliger Landtagsabgeordneter des Kreises Hirschberg.

Er war es hauptsächlich, der die Freundschaft mit unserem österreichischen Bruderbunde pflegte und befestigte, der den Gedanken der Schülerherbergen mit Begeisterung ergriff und auch in unserem Gebiet zur Ausführung brachte. Er hat als Abgeordneter und in vielen Ehrenämtern für die Wohlfahrt des Riesengebirgsgaues im allgemeinen, besonders aber nach den verheerenden Überschwemmungen für den Ausbau unserer Wasserläufe die segensreichste Tätigkeit entfaltet.

Seinen Freunden der treueste Freund, seinen Mitmenschen der dienstbereiteste Helfer, ein begabter, kluger, reiner, hochherziger Mann, so wird er bei uns allen in dankbarer Erinnerung fortleben.

Von gleichen Gefühlen bewegt betrauert mit uns der österreichische Riesengebirgsverein das Dahinscheiden dieses von ihm so hochgeschätzten Mannes.

Hirschberg, den 26. Juni 1917.

Der Hauptvorstand des Riesengebirgsvereins.

Seydel.

Ins Gebirge!

Von Professor Dr. Rosenberg (Hirschberg).

Wer diese Überschrift so deutet, als ob ich die gewohnten Scharen wieder wie in den Friedensjahren ins Gebirge laden wollte oder gar noch größere wünschte, der würde mich zu unserem Landrat, zu unseren Bürgermeistern, zu unserer ganzen Verwaltung in ein schiefes Verhältnis zu setzen versuchen. Sie alle haben abgeraten, sie haben sich vor zu großem Zuzug von Fremden geradezu gefürchtet, freilich noch mehr vor den zahlreichen Gästen, die nicht bloß für die Erholungszeit hier „Gäste“ sein, sondern für den Winter, nachdem sie längst wieder in die mageren Großstädte zurückgekehrt sind, noch Vorräte bergen, noch, wie es jetzt nun einmal leider dem deutschen Sprachschatz einverleibt ist, hamstern“ wollen. Nein, solche brauchen wir nicht; wir laden sie nicht, denn jeder hat jetzt mit sich reichlich zu tun, und auch wir, die wir in keinem landwirtschaftlichen Überflußkreise leben, wollen im Winter, wollen während des ruhmreichen, alle Begriffe von Heldennut übersteigenden, aber doch so leidvollen Krieges, leben und, wie es wieder so ein modernes, jetzt aber schon verbrauchtes Wort geworden ist, „durchhalten“. Nein, — wir wollen nur unsere Kranken rufen, die in Warmbrunns Gesundborn, in Glinsbergs sprudelnden Wassern, in der würzigen Luft unserer Wälder, in den stählenden Luftwellen des Kammes ihre gefährdete Gesundheit wiedererlangen wollen — diesen wollen wir ein herzliches Willkommen zurufen und ihnen verheißen, daß sie bei uns außer dem, was sie zur Gesundung brauchen, auch wohl noch so viel zur Ernährung finden, wie sie es auch vielleicht zu Hause finden würden. — Und auch die Wanderer wollen wir froh begrüßen, die mit dem aus Eigenem selbstgefüllten Rucksack zufrieden und frohen Sinnes ihre Straße ziehen, und endlich unsere Freunde vom Riesengebirgsverein, die schon in den Friedensjahren freudig ihre Opfer dem Vereinsammler dargebracht haben, ihr Dankopfer für all das Schöne, das sie mit Hilfe des Vereins aufgefunden, genossen, gesehen und erlebt haben, — wenn sie sehen wollen, ob alles noch erhalten ist, ob alle Schönheiten noch erkannt und gewürdigt werden, und ermessen, vor welche Aufgaben der große Verein im Frieden gestellt ist und in welcher phönixartigen Weise er nach diesem ersten Schluß der furchtbaren Kriegszeit sich wieder erheben wird. Denn daß wir einen ehrenvollen Frieden erleben werden, daß unser R.=G.=V. in die neue große Zeit hineinwachsen wird, ebenso wie er fast vierzig Jahre des herrlichen Friedens im Schlesierland vergoldet hat, davon sind wir fest überzeugt. Es wird auch für uns der Krieg in mancher Beziehung ein „Vater der Dinge“, wie ihn schon Heraklitos von Ephesus nannte, sein müssen: es schlummerte in tiefem Schlafe in Taufenden und Abertausenden, — den Scharen, die wir herbeizauberten und nun nicht mehr los werden — der Gedanke: Wer hat die Wege, die zu den Oasen der Menschheit führen, geschaffen und gangbar gemacht? Wer hat die Tafeln und Wegzeichen gesetzt, die uns von Führern

freimachen und uns frei unsere Straße ziehen lassen? Wer hat uns aufgeklärt über Volkscharakter und Sitten? Wer hat das Museum geschaffen mit seinen alles verdeutlichenden Schätzen? Wer ist außer den großen Wohltätern unserer Gegend — ich mag sie nicht mit Namen nennen, Ihn, der den ganzen Waldgürtel besitzt und in der vornehmsten Weise beherrscht, und Ihn, der für seine Arbeiter und alle guten Bestrebungen stets eine offene Hand und für ihre Gedanken das reifste Verständnis hat; es weiß ja jeder, wen ich meine — wer ist in unserem Gebirge derjenige gewesen, dem das Aufsteigen zur Höhe, die Entwicklung von Armut zum Wohlstand, das Bekanntwerden im großen Deutschland zu verdanken ist? Die richtige Beantwortung dieser Frage gelingt nicht mehr allen. Dieses Gefühl ist vielen verloren gegangen. Man nimmt die Vorteile des Vereins mit und ist oft nicht einsichtsvoll oder vornehm denkend genug, um sich selbst durch einen Jahresbetrag an dem schönen Werke zu beteiligen. Man vergißt, daß auch unser großer Riesengebirgsverein, als einer, der auf die in den Naturreizen liegenden Genüsse, auf reine, nichts kostende, wohl aber die Seele füllende Ergänzungen hier zuerst und mit Glück hingewiesen, diese Gedanken gehegt, gepflegt und in Taten umgesetzt hat, sein wenn auch bescheidenes Teil hat an dem Heldennut, dem Sinnen und Denken unserer Feldgrauen, die in ihren Briefen und Karten zeigen, daß sie auch in Feindesland an der Natur sich erlaben, die Liebe zu ihr nicht verlieren und sie mit der heimatlichen Flur in ein inneres Verhältnis setzen. Und wie muß erst in dem neuen Deutschland, das wir erleben müssen, dieser ideale Zug gepflegt werden, sich Geltung verschaffen, die Gesamtheit durchdringen, damit seine Bürger sich nicht wieder bloß an den Genüssen des Körpers, an flüchtigem Sinnesgenuß erlaben, daß sie, die ärmer geworden sind an materiellen Gütern und nie mehr zu dem alten Wohlleben den Weg zurückfinden werden, in der Natur ein Heilmittel, einen „Ersatz“ finden für das, was einstens leider das Lösungswort war! Nein: der Riesengebirgsverein wird, weil er die ewig unveränderliche Natur zu seiner Göttin macht, auch diese schwere Entscheidungstunde unseres Volkes überdauern und zu neuem Leben erwachen in einem Reiche, das ideale Bestrebungen hochhält, und bei Menschen, die nicht bloß im Körperlichen die Schönheit und im sinnlichen Genuß ihr Ziel sehen. Wie jetzt, wenn er die Menschen hierher ziehen sieht, die im Gebirge nichts als gut essen und trinken wollen, so wird er auch später von allen jenen sagen: odi profanum vulgus et arceo (ich hasse das gemeine Volk und halte es mir fern), er wird aber freudig begrüßen und bei sich aufnehmen die, die da Ille terrarum mihi praeter omnes angulus ridet sagen — von der Größe oder Liebllichkeit der landschaftlichen Reize entzückt und mit „idyllischer“ Kost d. h. mit den alten gerühmten Milch- und Eierspeisen zufrieden, und aufgenommen werden wollen in den Kreis derer, die das kleine Opfer nicht scheuen, das sie dem Kreise der Naturfreunde einverleibt.

Es war mir doch recht eigenartig zu Mute, als ich neulich von der Hauptversammlung des österreichisch-deutschen R.=G.=V. las, daß ein Wohltäter den großen Sehlbetrag, den der Krieg mit seinen traurigen Begleiterscheinungen gezeitigt, aus eigenen Mitteln gedeckt habe. Gewiß, wir haben auch solche edle Männer, auf die wir uns, wenn es schlimm mit unserer Sache stehen würde, verlassen könnten — aber wie zahlreich sind doch auch andererseits jene Herren bei uns, die die Kriegsvergünstigungen, die unser Verein doch nur für wirklich Bedürftige geboten hat, ohne Dank annehmen, die den Krieg als Vorwand gebrauchen, um auszuscheiden, als ob nicht gerade jetzt dem Vereine alle Kraft zugeführt werden müsse, der mit so vielen idealen Vereinen zusammen die Aufgabe hat, Tausenden und Abertausenden eine Freude zu bereiten, die ihnen nichts kostet, nichts schadet, sondern köstliche Stunden gewährt, indem er sie auf einen Bundesgenossen hinweist, der treuer als Italien, neidloser als alle Neutralen sich stets gleich bleibt, auf die Natur, die dem, der mit ihr Zwiesprach zu halten versteht, eine Quelle reiner Freuden gewesen ist, ist und sein wird. Nein, unser schönes Gebirge soll nach dem Ende des Krieges nicht bloß mehr besucht — es ist ja selbstverständlich, daß bei der offenbar gewordenen Feindseligkeit der Ausländer die Heimat einen Kriegsgewinn davon tragen wird — sondern mehr gewürdigt und mit tatenfroher Liebe beglückt werden.

Baensch-Schmidtlein †.

Wer ein höheres Alter, also etwa das 60. Jahr erreicht, wo die Lebensarbeit so ziemlich als abgeschlossen gelten kann, der sollte nicht versäumen, eine Darstellung seines Werdeganges und seiner Erlebnisse aufzuschreiben. Es muß ja für jeden denkenden Menschen von hohem Reiz sein, einmal den innern Zusammenhang seiner Entwicklung, das geistige und körperliche Erbe seiner Ahnen, seine Erziehung, die äußern Schicksale die auf ihn gewirkt haben, durchzudenken, als auch seinen Nächsten, also seiner Familie, davon Rechenschaft zu hinterlassen. Noch willkommener aber erscheint es, daß ein Mann, der im öffentlichen Leben gestanden und einen mehr oder minder großen Einfluß auf seine Gemeinde, auf größere Verbände oder gar den Staat ausgeübt hat, dem Biographen zuverlässige Mitteilungen über sein Leben und seine Wirksamkeit in die Hand legt.

Es ist gewiß nur übergroße Bescheidenheit gewesen, daß unser Freund Baensch-Schmidtlein das nicht getan hat. Und so bin auch ich nur in der Lage, einen kurzen Überblick über das Leben dieses begabten und bedeutenden Mannes, eine unvollständige Würdigung seiner Verdienste zu geben, denn nur etwa in der letzten Hälfte seines Lebens habe ich ihm nahe gestanden.

Sein Vater Baensch war der Besitzer des ersten Gasthofes in Bolkenhain, des schwarzen Adlers am Markte. Bei seinem frühen Tode 1860 hinterließ er zwei Söhne, einen älteren, der im Kriege von 1870 als Husar bei einem Patrouillenritt fiel, und unsern Max, der am 24. September 1852 geboren war. Die Witwe verkaufte ihr Anwesen und zog mit den Kindern

nach Jauer, heiratete aber 1861 den Rittergutspächter Schmidtlein in Alt-Röhrsdorf bei Bolkenhain, der, als er 50 Jahr alt war und selbst keine Nachkommen hatte, seinen Stiefsohn adoptierte. Daher der Doppelname Baensch-Schmidtlein.

Max besuchte zunächst die Dorfschule zu Alt-Röhrsdorf, wurde aber bis zu seiner Einsegnung vom katholischen Pfarrer daselbst fürs Gymnasium vorbereitet, das er zunächst in Liegnitz, dann in Jauer, als dort ein solches gegründet wurde, besuchte. Da er sehr lang und schmal aufgeschossen war, ging er auf den Rat der Ärzte in der Sekunda ab und wandte sich der Landwirtschaft zu. In Brechelshof bei Jauer machte er seine Lehrzeit durch. Als der Krieg 1870 ausbrach, wollte er durchaus als Freiwilliger ins Heer eintreten, wurde aber überall abgewiesen. Es gelang ihm erst nach dem Kriege sein Jahr bei den Neunzehnern in Jauer abzudienen, und 1873 wurde er Reserve-Offizier. 1875 bis 1881 war er als landwirtschaftlicher Beamter bei der Witwe Zücker in Nieder-Würgsdorf bei Bolkenhain beschäftigt, später als Oberinspektor bei Frau Amtsrat Meyer in Luschwitz bei Poln.-Lissa, wo er Gelegenheit hatte, polnisches Wesen, sowohl in Arbeiter- wie in herrschaftlichen Kreisen kennen zu lernen. Dann aber sollte er die väterliche Pachtung beim Grafen Hoyos übernehmen; doch da ihm dieses Unternehmen nicht aussichtsreich schien, stand er davon ab. Inzwischen hatte er durch seine Gräbschener Verwandten in Breslau gelegentlich des Maschinenmarktes die Tochter des Mühlenbesizers Hellmich aus Schalkau bei Schmolz kennen und lieben gelernt. Er heiratete sie 1885 und kaufte ein kleines Gut in Lichtenwaldau bei Bunzlau, das er aber bald wieder veräußerte. Auf eine Anregung des Grafen Stolberg in Jannowitz bezog er das Schloßchen in Kupferberg und vertrat dort zwei Jahre lang den Bürgermeister. Dann siedelte er 1889 nach Straupitz bei Hirschberg über, wo er Amtsvorsteher und Mitglied des Kreis Ausschusses wurde. Im Jahre 1893 wählte ihn der Kreis Hirschberg zum Landtagsabgeordneten: als Mitglied der konservativen Partei hat er diesen Wahlkreis zusammen mit seinem Freunde Seydel 15 Jahre lang vertreten.

Viel reicher, als der äußere, so einfache Lebensgang vermuten läßt, waren die inneren Erlebnisse dieses Mannes und die Wirkungen, die von ihm ausgingen. Er besaß eine ganz außerordentliche natürliche Rednergabe, in der er von einer mächtigen Stimme unterstützt wurde, ein sehr gutes Gedächtnis und regen Sinn für die Geschichte, besonders Deutschlands und Österreichs, die er auch in kleinen Einzelheiten beherrschte. Wenn er die Veteranen von 1866 auf die böhmischen Schlachtfelder führte, konnte er ihnen freie Vorträge über die Aufmärsche und Gefechtsstellungen aller Truppenteile in den verschiedenen Phasen des Kampfes halten. Von glühender Vaterlandsliebe erfüllt, bewahrte er sich doch eine durchaus freie, vorurteilslose Auffassung der geschichtlichen Entwicklung und der gegenwärtigen politischen Zustände. Allen Extremen war er abhold, so auch auf religiösem Gebiet. Obgleich er niemals seine Zugehörigkeit zur katholischen Kirche verleug-

nete, achtete er doch die Überzeugung Andersgläubiger. Bezeichnend hierfür ist, daß Gustav Freytag, dessen Bild stets auf seinem Schreibtisch stand, sein Lieblingsschriftsteller war. Hervorragend war sein Organisationstalent, das ihn besonders zu öffentlichen Ämtern befähigte; und ich glaube, an die richtige Stelle zur rechten Zeit gesetzt, würde er eine hohe Stufe auf der Beamtenlaufbahn erreicht haben. Aber alles Bürokratische war ihm zuwider. Nicht mechanisch nach Paragraphen, sondern nach seinem Gewissen und nach seinem auf sorgfältiger Prüfung beruhenden Urteil behandelte er jeden amtlichen Fall. Und immer war er leutselig, gefällig, hilfsbereit. Sein Herz trieb ihn, auf die Besserung der Stellung der Gendarmen hinzuwirken, sein Herz, die Not der durch Hochwasser Geschädigten zu lindern, sie vor neuen Gefahren durch Ausbau der Flüsse zu schützen und dadurch den Wert ihrer Grundstücke zu erhöhen, sein Herz endlich, in uneigennützigster Weise die oft sehr verwickelten Geschäfte von Witwen und Waisen als sachkundiger Ratgeber zu ordnen.

Aber was hat unser Baensch-Schmidtlein im Riesengebirgsverein geleistet? Zunächst hat er die Ortsgruppe Straupitz-Grünau gegründet, ja trotz der gefährlichen Nähe von Hirschberg zu selbständiger Blüte gebracht und mit außerordentlichem Erfolge geleitet. Er war es ferner, der als Hauptvorstandsmitglied unsere Verbindung mit dem österreichischen Bruderverein pflegte und zu einem freundschaftlichen Zusammenwirken führte. Denn von jeher hatte er eine Vorliebe und ein feines Verständnis für die Deutschen im benachbarten Kaiserstaate, und bei geselliger Unterhaltung erzählte er gern und behaglich drollige Geschichten aus dem Bruderlande, mit dem er auch durch verwandtschaftliche Bande verknüpft war. Auf seine Anregung wurde den hier im Jahre 1866 verstorbenen österreichischen Kriegern auf dem alten katholischen Kirchhofe der Warmbrunnerstraße ein würdiges Denkmal gesetzt. Mit den Führern des österreichischen R.-G.-V., den Piette, Rotter, Suske usw. trat er bald in ein inniges Verhältnis, und so brachte er auch den von Jenen angebahnten Plänen zu den Schülerherbergen eine warme Sympathie entgegen, gegen die anfangs von uns mancherlei Bedenken erhoben wurden. Er aber wußte alle diesseitigen Widerstände zu überwinden; mit welchem segensreichen Erfolge liegt jetzt offen zu Tage. Er hat auf unserem Gebiete fast alle Schülerherbergen durch Verhandlungen mit den Wirten gegründet, geleitet und verwaltet, eine große Arbeitslast, die ganz im Stillen getragen wurde. Von der Wertschätzung, die unser Baensch-Schmidtlein jenseits der böhmischen Grenzpfähle genoß, geht aus einem Schreiben Guido Rotters aus Hohenelbe hervor, worin es heißt:

„Wie groß der Verlust ist, den die beiden Riesengebirgsvereine mit dem Heimgange des Unvergesslichen zu beklagen haben, läßt sich in Worten nicht wiedergeben. Wir fühlen dies und wollen unsere große Dankeschuld dadurch abtragen, daß wir das Andenken an den Verstorbenen immer in Ehren halten und in seinem Geiste für unser schönes deutsches Riesengebirge mit Einsatz all' unserer Kräfte tätig sein wollen.“

Schwere Prüfungen, die jedes Menschenleben zu erdulden hat, sind ihm nicht erspart geblieben. Daß er oft verkannt und mit Undank belohnt wurde, daß er als politischer Mann Gegner und Feinde hatte, berührte ihn nicht allzutief. Aber körperliche Leiden hemmten manchmal lange seine Tätigkeit. So wurde er in der Zeit seiner Zugehörigkeit zum Landtage von einer sehr schweren Ischias befallen, die den hochgewachsenen kräftigen Mann zum Krüppel zu machen drohte. Ärztlicher Kunst gelang es durch eine schmerzhaft Kur ihn wieder herzustellen. Nach und nach aber versagte Herz und Lunge. Drei Jahre etwa dauerte das Siechtum, in dem seine Kräfte immer mehr schwanden; aufs liebevollste in dieser Zeit von seiner Gattin gepflegt, schlummerte er am 25. Juni 1917 sanft ins Jenseits hinüber, auf den Tod gefaßt, aber ohne die Erlösung seines heißgeliebten Vaterlandes aus diesem schweren Kriege erlebt zu haben.

Am 28. Juni, dem denkwürdigen Tage, an welchem vor drei Jahren die folgenschwere Schreckenskunde von Serajewo durch die Länder flog, wurde unser Freund zur letzten Ruhe bestattet. Selten haben wir eine so erhebende Feier erlebt. In der neuerbaute Begräbnishalle des Kommunalfriedhofs war der Sarg aufgestellt, begraben unter einer Säule der schönsten und kostbarsten Kränze und sonstigen Blumen spenden. Draußen standen die Kriegervereine drinnen hatten sich die Leidtragenden mit ihren Freunden versammelt. Es war ein überwältigender Anblick als plötzlich 28 Fahnen der Kriegervereine hereingetragen und auf beiden Seiten des Mittelschiffs aufgestellt wurden. Erzpriester Sörche, selbst sichtlich ergriffen von dem Tode des befreundeten Mannes, hielt eine hinreißende Trauerrede über das Thema „Aber das Größte ist die Liebe“, worin er den Lebensgang und die Verdienste des Entschlafenen würdigte. Am Südrande des prächtigen Birkenhains, wo man unser ganzes Riesengebirge so schön überblickt, wurde der Sarg unter den Klängen militärischer Musik, sowie Segen und Gebet des Priesters der Erde übergeben. Unser Freund war „zu Hause“, wohin er sich so oft in leidenvollen Stunden gesehnt hatte.

Dr. Baer.

Dr. Adam, Geh. Sanitätsrat (Glinsberg): **Höhen-sonne***. Von S.-R. Dr. Fritz Schanz-Dresden (Sond. Abdr. aus Strahlentherapie, Bd. VIII, 1907.) Wiederum hohe, zukunftsreiche Gedankensätze auf wissenschaftlichen Grundlagen: „Worin mag die Wirkung des Sonnenlichts bei der Heliotherapie begründet sein? —: Das Spectrum des Sonnenlichts ist wesentlich kürzer als das der Bogen- und Quarzlampen; es zeigt aber bei Ballonhochfahrten bis 8000 m fast die gleiche Ausdehnung wie in der Ebene von Potsdam, Kairo, Südafrika. Jene Verkürzung dürfte darin liegen, daß der glühende Sonnenball mit einem Dunstkreis umgeben ist, der manche Lichtstrahlen völlig verschluckt. Und auch beim weiteren Durchgang durch die Atmosphäre werden noch Lichtstrahlen stark verändert, sowie durch Wolken, Nebel, Verunreinigungen der Luft, manche andre aus dem Strahlungsgemisch abgeplittet, besonders die kurzwelligen blau- und ultraviolett, auf welchem Vorgang die gelbe Farbe der Sonne und die blaue des Himmels beruht.“

*) Nach einem Vortrag des Dr. Schanz vom 18. 11. 16. in der Dresdener Natur- und Heilkunde-Gesellschaft. In Nr. 20 der Schles. Ärzte-Correspondenz vom 1. 7. 17 heißt es dazu: Diese Ausführungen des Dresdener Augenarztes Dr. Schanz eröffnen für Kranke, für Kurorte und ihre Führer helle, froh

Wäre die Erde ohne Atmosphäre, so müßte der Himmel schwarz aussehen. Diese Zerteilung der Lichtstrahlen beim Durchgang durch die Atmosphäre ist auch Ursache, daß die Schatten im Hochgebirge schwärzer scheinen als in der Ebene. — Auf dem Gehalt des Tageslichtes an kurzwelligen ultravioletten Strahlen beruhen die Erfolge der Heliotherapie, die im Hochgebirge zur Winterzeit am besten sind. In der Ebene finden sich dagegen solche Strahlen noch genügend in der Sommerzeit. In den Mittelgebirgen, an der See haben wir noch Faktoren, die wahrscheinlich die Lichtwirkung auf Organismen zu steigern vermögen, und die im Hochgebirge fehlen: Mit Mineralwasser-Trinkturen führen wir Stoffe ein, welche nach Art der Katalysatoren diese Lichtwirkungen steigern, und in den Mineral- und Seebädern wird durch Tränkung der Haut gleiches erreicht. Trinkt- und Bädereuren sind, bei Lichte beisehen, eine Lichttherapie. Für die Indikationsstellung bei solchen Lichtturen mangelt es noch vielfach den wissenschaftlichen Grundlagen. Deshalb hat auch die Naturheilermethode in dieser Beziehung neuerdings an Kredit verloren. Wir in der Ebene und in Mittelgebirgen müssen einen Teil des Jahres versuchen, durch künstliche Beleuchtungsarten das Tageslicht mit kurzwelligen, violetten Strahlen anzureichern und durch Bäder- und Trinkturen die Lichtwirkung steigern. (Die Quarzlampe, die sogen. künstl. Höhenjonne, ist bei örtlichen Hautkrankheiten wohl verwendbar, dürfte jedoch für innere und allgemeine Erkrankungen abzulehnen sein.)

Richard Senff (Potsdam): Unser heimischer Wald als Kriegshelfer. Der friedliche, stille Wald, der uns allein die Natur fast in ihrer ursprünglichen Gestalt zeigt, der unseren Vorfahren als Sitz der Götter heilig galt, der heute noch unserer Märchen und Sagen lieblicher Heimgarten ist, blieb, wie fast alles andere in der belebten und unbelebten Natur auch vom Einfluß des furchtbaren Völkerringens nicht verschont. Wie weit er draußen im Feindesland den kämpfenden Heeren dienbar ist, wie er ein entscheidender Vorteil ist für dasjenige Heer, das in seinem Besitz ist, und ein schweres Hindernis für das Vordringen der Armee, die um ihn erst kämpfen muß, das sei hier unerörtert. Auch der furchtbaren Waldvernichtungen und Verwüstungen, die der Krieg mit sich bringt, sei hier nicht gedacht, so sehr bedauerlich sie auch sind. Von unseren heimischen Wäldern soll die Rede sein, denn auch sie haben Kriegsdienste zu leisten. Es handelt sich dabei vorwiegend um Erbslieferungen für Stoffe, die wir vormals ganz oder teilweise aus dem Ausland erhielten, sowie für solche, in denen infolge des Krieges ein größerer Bedarf vorliegt. Die Mehrheit unserer Bevölkerung hat kaum eine Ahnung, wie groß und wie hoch der Wert der Nutzung unserer Wälder ist, geschweige denn, daß sie diesen Wert dankbar anerkennt. Allein die Nebenutzung des Waldes, die er umsonst oder gegen geringes Entgelt alljährlich besonders den wirtschaftlich Schwachen überläßt, schätzen Sachverständige auf 25 Millionen Mark. Davon entfallen auf Leseholz 6 Millionen, 3 Millionen auf Gras, 10 Millionen auf Beeren, 3 Millionen auf Pilze, 1 Million auf Kräuter 2 Millionen auf Baumfrüchte. Hierbei ist garnicht in Betracht gezogen, daß die Ausnutzung jetzt in der Kriegszeit eine weit intensivere ist als zu gewöhnlichen Zeiten, in denen noch manches zugrunde geht, was der Ernährung von Menschen und Tieren nutzbar gemacht werden könnte. Ohne Schaden kann dem Walde

zu begrüßende Aufgaben praktischen und wissenschaftlichen Inhalts, zumal in einer Gegend wie Schlesien, die so reich an Gebirgen und Kurorten ist wie wenige vaterländische Bezirke. — Welche Gruppen von Mineralwässern werden wohl in der Lichtbehandlung als Hilfskräfte besonders in Frage kommen? Ob vielleicht die r a d i u m haltigen Heilquellen dabei als Spitzenreiter sich zeigen werden? Und in welchen Tagesstunden der einzelnen Monate läßt sich in ein oder dem anderen Mineralwasser-Orte diese Höhenjonne-Wirkung am wertvollsten einpflanzen? — Ob nicht das gesamte Kurorte-Regimen mehr oder weniger Umgestaltung in bezug auf die Zeitlage des Trinkens und Badens erfahren wird, wenn künftighin noch mehr Gewicht auf die Sonnenstunden gelegt wird, so zwar daß die Vormittagszeit hauptsächlich der Sonnen- und Luftkur gewidmet würde, die Heilbäder aber mehr nachmittags und abends ihre geeignetere Stelle fänden, welche letzteres ja sowieso schon vielfältig empfohlen und durchgeführt wird? Welche weite, hoffnungsfrohe Ausblicke, besonders auch für unsere schlesische Heimats-
erde!

Heidekraut und beträchtliche Laubmengen, die im Herbst von den Bäumen fallen, und ebenso die abfallenden Nadeln als Streu für das Vieh entzogen werden. Welchen Wert die Jagdbeute gerade jetzt in der fleischarmen Kriegszeit hat, die schon in Friedenszeiten 20 Millionen Mark betrug, braucht nicht besonders betont zu werden. Die Jagdkarten trugen der preussischen Staatskasse 1903 allein 2½ Millionen Mark ein. Damit ist aber dann die Nebenutzung, die der Wald als Kriegshelfer bietet, noch nicht erschöpft. Er bietet den Hausfrauen abgesehen von Pilzen und Beeren auch noch andere Erbsmittel für beschlagnahmte Küchenwerte, die wohl beachtenswert sind. Einen vorzüglichen Tee geben die behaarten Brombeerblätter, der vom chinesischen Tee kaum zu unterscheiden ist. Auch getrocknete Erdbeerenblätter sind zur Teebereitung sehr geeignet. Sie finden sich oft unter den billigen chinesischen Tee gemischt, ohne daß der Käufer etwas davon merkt. Guten Tee liefern auch die Wacholderbeeren. Daß unser Wald den Hausfrauen auch das so wertvolle Speiseöl ersetzen kann, wird nicht allgemein bekannt sein. Ein Kriegshelfer in dieser Beziehung ist zunächst der Haselstrauch. Seine Früchte, die Haselnüsse, sind nahrhaft wegen ihres Inhalts an Stärke, Öl und Eiweiß. Der Wohlgeschmack beruht auf dem Öl. Haselnußöl ist klar und leicht flüchtig. Es dient zum Einölen von Uhren und feinen Maschinen, zur Parfümerie- und Seifenfabrikation und als Speiseöl, ganz abgesehen davon, daß die Kerne auch sonst mannigfache Verwendung in der Küche finden. Die Schale läßt sich leicht abziehen, wenn die Kerne kurze Zeit im Wasser gelegen haben. Geröstete und gemahlene Kerne werden mit Milchzucker zu einem Getränk gekocht, das der Schokolade ähnlich ist. Das Holz der Hasel wird, da es zähe ist, zu Stöcken und Winden stets benutzt. Es läßt sich auch bequem spalten, daher dient es zu Flechtwerk und Sackreisen. Die Holzkohle wird von Malern und Bildhauern als Reiskohle benutzt, von Chemikern dem Schießpulver beigemischt und vom Tischler oder Schreiner, soweit es sich um die Baumhasel handelt, zu feinen Möbeln und Schnitzereien verarbeitet. Ebenfalls Öl und sogar auch Seife kann auch der Spindelbaum oder der Pfaffenhütchenstrauch liefern, dessen Holz von jeher besonders zu Zahnrädern verarbeitet wird. Die Früchte enthalten nach Prof. Dr. Mehner, chemisch gebunden, Glycerin. Die von einer dünnen Schicht weichen, süßlichen Fleisches umgebenen Samen enthalten zu einem Drittel Öl, dickflüssig wie Rübsöl. Ist dieses Öl auch nicht genießbar, kann es der Chemiker doch spalten, wie andere Öle. Er erhält dann das begehrte Glycerin und als anderes Erzeugnis der Spaltung ein Gemisch von Oelsäure, Palmitinsäure und Stearinsäure. Die Stearinsäure ist in allen Händen durch die Kerzen. Würde die Spaltung mit Natronlauge vollzogen, so erhielte man die Natronsalze der Säuren, das ist Seife. Glycerin, Seife, Stearinsäure, Oelsäure und Palmitinsäure wurden im Frieden aus kolonialen Früchten gewonnen. Jetzt fehlen diese. Glycerin ist direkt Kriegsgut. Glycerin mit Salpetersäure behandelt, gibt Nitroglycerin, das mit Kieselguhr angeteicht, der gewaltige Sprengstoff ist, das Dynamit. Der verbreitetste Ölbaum unserer Wälder ist die Buche. Ihre Früchte, die Bucheckern, die übrigens ähnlich verwendet werden wie Haselnüsse, also auch essbar sind, liefern ein prachtvolles Öl, das dem Olivenöl gleichkommt, klar und hellrot ist, wenn es kalt gepreßt wird. Heiß gepreßt sieht es dunkel aus und schmeckt herb. Es dient als Brenn- und Schmieröl. 100 kg Bucheckern geben 17 kg Öl. In Friedenszeiten hat man das Öl hauptsächlich in Thüringen, Hannover und am Rhein gepreßt. Die Preßrückstände geben ein nahrhaftes Viehfutter. An anderen Waldfrüchten, die in der Kriegszeit doppelt zu bewerten sind, seien nur noch die Eichen und die Beeren der Eberesche genannt. Eichen sind dank ihres Stärkegehalts ein ausgezeichnetes Mastfutter für Schweine. In früheren Jahrhunderten war die Mastnutzung in Deutschland geradezu bedeutend. Der Wert des Waldes wurde nach der Zahl der Schweine bemessen, die er nährte. Karl der Große schützte die Eichen als fruchtbare Bäume durch besondere Gesetze. Die Schweinemast lieferte höhere Erträge als die Holznutzung. Erst durch den Kartoffelbau ist die Mastnutzung entwertet. Gerade der Krieg hat unsere Eichen im bedeutend verstärkten Maße wieder zur Ausnutzung herangezogen, besonders zur Hergabe der Rinde der Jungholzwälder, die zu Gerberlohe verarbeitet wird, mit deren Hilfe man die Tierhäute widerstandsfähig gegen Säuren macht und sie geschmeidig erhält. Durch den Wettbewerb des Auslandes verminderte sich der Gewinn

unserer Schälwälder derartig, daß er sich kaum noch verlohnte. Heute, wo wir vom Ausland abgeschnitten sind, ist die Sache natürlich wieder eine ganz andere. Eichenhälbestände haben heute einen Wert wie nie zuvor. Die Gerber bedienen sich zum Gerben aber auch gern der Galläpfel, besonders geschieht dies in Oesterreich. Die Galläpfel unserer Eichen sind dazu nicht geeignet. Ihr Gerbstoff, die Gallusgerbsäure, liefert aber in Verbindung mit Eichenholz die unentbehrliche Tinte. Ohne Galläpfel wird Blauholz- und Anilintinte hergestellt. Doch nun zu den Ebereschbeeren. In der jetzigen Kriegszeit haben die Vogelbeeren, wie man die Früchte der Eberesche auch nennt, einen gar nicht hoch genug zu veranschlagenden Wert und eine sehr große Bedeutung, ganz besonders für Hühnerzüchter. Die Beeren, die eigentlich gar keine sind, sondern kleine Äpfel. Die Eberesche gehört auch ausdrücklich zu den Apfelbaumgewächsen — haben ein sehr saftiges Fleisch und ein Gehäuse mit Kernen wie jeder Apfel. Die Kerne sind eiweißreich und schmecken etwas nußartig. Das Fleisch des Apfels ersetzt den Hühnern, wie Prof. Dr. Mehner, der schon einmal genannt ist, betont, das Grün, das sie im Winter nicht haben können. Die Hühner fressen die Beeren sehr gern, eingesperrte sogar mit Eier. Im Winter ist die Frucht, die sich in kühlen Räumen lange hält und sich auch trocknen läßt, ein sehr schätzbares Futter. Einer Bedeutung des Waldes als Kriegshelfer muß noch besonders gedacht werden. Er liefert uns das ganz unentbehrliche Harz, dessen Nutzung Terpentin, Terpentinöl, Harz, Pech, Kolophonium und Ruß ergibt. Da wir Harz infolge unserer wirtschaftlichen Abschließung vom Weltmarkt aus dem Ausland nicht bekommen können, würden abgesehen von der Munitionsfabrikation, von der jetzt fast alles abhängt, ganze Industriezweige feiern müssen. Terpentin bildet einen wesentlichen Bestandteil von Salben, Pflastern und Fliegenleim; Terpentinöl ist bekannt als Reinigungsmittel und wird zur Herstellung von Firnis, Lack, Fußbodenwachs, Glasfen- und Siegellack verwendet. Das Harz hängt in trockenen Perlen und Klumpen an den Stämmen der Kiefern. Es ersetzt den echten Weihrauch und liefert den für Papierfabriken unentbehrlichen Harzleim. Die Verwendung des Peches ist bekannt, ebenso die des Kolophoniums. Ruß wird bei der Fabrikation von Wachs und Glanzleder, Stiefelwachs und schwarzem Lack verarbeitet. Leinölfirnis liefert schon seit Gutenbergzeiten die Buchdruckschwärze. Terpentin wird den Kieferstämmen durch die sogenannte Harzung entnommen. Bei uns ist die Harzung bis Kriegsanfang gesetzlich verboten gewesen, weil sie die Güte des Holzes verringert und dem Ungeziefer, den Keimföhrern der Pilze und dem Wasser: die Pforten zum Holz öffnete. In Frankreich, Kanada, in Oesterreich usw. wird die Harzung lange Zeit schon systematisch betrieben, ebenso in Portugal und in Finnland. Als man in England die Erklärung des dortigen Prof. Ramsey vernahm, daß, wenn die Baumwolle Deutschland gesperrt würde, die Erzeugung von Munition nicht mehr möglich sei, wurde sofort die Baumwolle als Bannware erklärt. Wieder war es der Wald, der aushalf. Dank der Arbeit deutscher Wissenschaft gelang es, aus den nermehlichen Beständen des Waldes einen Zellstoff herzustellen, welcher billiger und weit geeigneter ist als Baumwoll-Linters zur Pulverfabrikation, und längst wird kein Kilo Baumwolle mehr zur Herstellung von Pulver verwendet. Liefert uns der Wald aus seinem Holz doch selbst seit Jahren schon künstliche Seide. Drei große Fabriken in Frankfurt, Elberfeld und bei Stettin sind ihrer Herstellung gewidmet. Richtig präpariert soll sie echte Seide an Vorzügen beträchtlich übertreffen. Die Hauptnutzung des Waldes liegt ja überhaupt im Holz, das unentbehrlich ist zum Innenbau unserer Wohnungen, unentbehrlich beim Bahn-, Berg-, Hafen-, Schiffs- und Straßenbau, unentbehrlich beim Betrieb irgendwelchen Gewerbes, das in der Holzindustrie Tausenden von Familien Verdienst und Lebensunterhalt gestattet. Was wäre heute ein Haushalt ohne Holz! Unsere Erfolge an allen Fronten verdanken wir nicht zuletzt unserem großartigen Eisenbahnnetz. Das wäre aber gänzlich denkbar ohne unsern Wald. Auf den Bahndämmen Deutschlands liegen 75 Millionen hölzerner Schwellen. Unsere Eisenbahnen brauchen an Schwellenholz jährlich 1 Million Festmeter. Erhebliche Mengen von Holz stehen im Dienste der elektrischen Fernleitungen. Die deutschen Bergwerke beanspruchen jährlich 4 000 000 cbm Grubenholz. Ebenfalls 1 Million Festmeter verbrauchen jährlich unsere Holzschleifereien, Papier- und Pappfabriken. Das entspricht einer Summe von mehr als 15 Millionen Mark. Der jährliche Ertrag der deutschen Wälder wird auf 50 Millionen cbm

Holz im Werte von über 400 Millionen Mark veranschlagt. Lieben und achten wir also unsern Wald, und danken wir Gott und unseren Helden draußen, daß er uns bis zur Stunde erhalten blieb und, wie wir zuversichtlich hoffen, auch immer erhalten bleiben wird.

Rehm, Amtsgerichtsrat (Neumarkt): **Aus der Jugendzeit.** Es gibt, Gottlob, wenige Menschen, denen das Leben von Anfang an so hart mitspielt, daß sie sich nicht gern ihrer Kindheit erinnern. Die Kindheit ist dazu berufen, einen Sonnenstrahl über das ganze Dasein zu werfen, sie ist gleichsam die Vorratskammer, aus welcher das glückbedürftige Menschenherz für das ganze fernere Leben gespeist werden soll. Insbesondere in der jetzigen so schweren Zeit, die unser teures Vaterland durchzukämpfen hat, ist es daher vielleicht am Plage, den Blick rückwärts zu lenken und alte Erinnerungen hervorzufischen. Erinnerungen an jene schönste Zeit des Lebens, welche, für mich, innig mit dem lieben Riesengebirge verknüpft sind und von denen ich etwas plaudern möchte; vielleicht klingt beim Lesen dieser Zeilen im Herzen des einen oder anderen eine gleiche Saite mit und führt ihm, selbst draußen im Kampfe längst verschwundene glückliche Erinnerungen und alte Bekannte wieder vor's geistige Auge: Da wir in einer westpreussischen Mittelstadt, weit entfernt von Ribezahls Reich wohnten, waren es naturgemäß nur die Sommerferien, die uns alljährlich die ersehnte Riesengebirgsreise brachten. Wenn nun „die Zeit erfüllt war“ und es hieß: Jetzt geht's bald wieder nach Petersdorf! wie jauchzte da mein überpolles kleines Kinderherz; vergeßen war alle körperliche Schwäche und die vielfach mich quälenden Schmerzen. Tag und Nacht nur der eine Gedanke: „noch wenige Tage dann...!“ Man konnte ja alle die Freuden nicht ausdenken, die dort winkten. Schon lange vorher schleppte ich der guten Mutter die unglaublichsten Sachen zum Einpacken heran, die ich dort „ganz notwendig“ brauchte, die Vorfreude erreichte aber ihren Höhepunkt, wenn ich am Tage vor der Reise mit Wonne auf dem wohlgefüllten Bett und Reiseforb herum sprang, nicht achtend der mütterlichen Ermahnung, daß darin auch „Zerbrechliches“ verpackt sei. Die erste Station wurde in Breslau gemacht, wo wir bei lieben Verwandten einkehrten. Die große Stadt machte schon damals Eindruck auf mich, wenn sich dieser Eindruck auch natürlich mehr auf dasjenige beschränkte, was das Kinderherz erfreut; wie gern und oft. B. sah ich in der schattigen Tüfeln Halle der Lieblichhöhe bei einem Glase „Selter mit“, wie köstlich schmeckten die vortrefflichen Würstchen in der jetzt leeren — Nische des alten „Schweine-niger.“ Ganz besonders entzückte mich aber das oft besuchte allabendliche Feuerwerk bei „Scholz“, einem m. M. längst verschollenen Gartenlokal, ich glaube am Ohlau-Ufer, und im „Zeltgarten“, welcher damals, Mitte der siebziger Jahre noch wesentlich andere Darbietungen brachte, als später. Nach zwei oder drei Tagen girg's den geliebten Bergen zu, in Hirschberg empfangen von dem ersten bekanten Gesicht, einem Petersdorfer Fuhrmann. Zunächst wurden in einem erstklassigen Wurstgeschäft auf dem herrlichen alten Marktplatz besagter Stadt die nötigen Vorräte zur Weiterreise „ins Innere“ gekauft, auch einige Paare der trefflichen warmen Würstchen gegessen. Ja — die warmen Würstchen — Im vorigen Sommer fehrte ich zu demselben Zwecke dort ein und erhielt auch solche, nicht jedoch, ohne vorher von der Ladenjungfrau einem hochnotpeinlichen protokol-larischen Verhör über meine Personalien unterzogen worden zu sein. Ich kam mir vor, wie der schiffbrückige Odysseus bei der Frage der Königstochter Nausikaa. „Τὴ πότιν εἰς ἔνδιον; πότι τοι πόλις ἡδὲ κοινὴς;“ nur, daß ich nicht so naß war, auch etwas mehr anhatte, wie jener. Die „Protokollwürst!“ schmeckten aber noch ebenso gut, wie früher die nicht unter staatlicher Autorität verzapften. In Warmbunn wurden dann bei „Lied!“ Schäferhüte mit bunten Bändern und den unvermeidlichen Ribezahlsstöden erstanden und dann „hurrah“, da lag das liebe Dörfchen! In Petersdorf hatten wir während der 9 Sommer-frischen stets dieselbe Unterkunft. „Ich könnte es noch zeichnen das kleine, saubere, weiße getünchte Häuschen mit Schindeldach, von lila Clematis und weißen Rosen umspinnen, welche die an der Ecke angebrachte Sonnenuhr fast verdeckten, dicht dahinter floß der Zaun. Der Zaun — das war mein Geld.“ Was für Freuden brachte er mit mit seinen vielen großen Steinen, seinen winzigen Katarakten, welche regelmäßig dazu benutzt wurden, kleine Mühlenräder zu treiben; wie viele leichte Papierschiffchen trug er auf seiner Flut, welche, wenn sie festsaßen, durch wohlgezielte Steinwürfe wieder flott gemacht werden

mußten. Ich kann nie an Göthes Worte denken: „Sließe, Fluß, das Tal entlang ohne Rast und Ruh, Sließe, flüstre meinem Sang Melodien zu, — ohne daß mir das Bild meines lieben Zadenpläschens in den Sinn kommt. Natürlich mußte sogleich bei der ersten Antunft eine Übersetzung des Wässerleins auf den herausragenden Steinen versucht werden; nichts konnte ja leichter sein — platsch! Da lag auch schon mein Bruder mit dem rechten und meine Base mit dem linken Bein darin. Vater, welcher uns diese Kunst nun lehren wollte, teilte nach zwei Sprüngen dies Schicksal. Der Erfolg war der, daß alle drei sogleich zu Bett mußten, bis trockene Kleidung ausgepackt war. Das Haus, dessen Flur „Mosaikfußboden“ hatte, d. h. mit großen Feldsteinen gepflastert war, hatte für mich 2 besondere Anziehungspunkte: links vom Eingang war die Sattlerwerkstatt unseres trefflichen Hauswirts, darin in einer jederzeit offenen Kommode Lederabfälle. Was habe ich dort für schöne Geschirre für meine kleinen Holzperde, was für feine Säbelpöppel für mich und meine Freunde geschnitten und genäht. Die zweite „Attraktion“ war ein kleines etwa 25 cm hohes Schieberfensterchen in der hinteren Giebelstube, welches von dem kleinen Burchen unzählige Male zum Aus- und Einklettern benutzt wurde; das war ja „viel bequemer“ als durch die Türe zu gehen. Unser Wirt, ein kleines, högeres Männchen, war in mancher Hinsicht ein Original. Abends, wenn er nach vollbrachtem Tagewerk mit seinem schwarzen Seidentäppchen vor der Haustüre stand, und für den nächsten Tag ein größerer Ausflug unsererseits geplant war, hieß es oft: „Na, Meister G. wie wird morgen das Wetter werden?“ Man glaubte natürlich von dem alten Gebirgler jezt die konzentrierte Weisheit zu erfahren. Dann blinzelte er nach dem Himmel, neigte den Kopf bedächtig hin und her und meinte: „s temperiert“. Eines Tages kam in einem feinen Wagen mit 4 prächtigen Rappen auf Gummirädern — damals gab's das noch — eine sehr begüterte Dame jener Gegend vorbeigerauscht. Der alte G. stieß meinen Vater an und äußerte: „Das ist die Frau H., die hot Wärg um de Beene.“ Nebenan der alte Schmied war für mich insofern eine Merkwürdigkeit, als er an einem Ohre einen Ohrring trug — ein Mann mit einem Ohrring, noch dazu mit e i n e m — das war mir noch nicht vorgekommen. Besonders gern ging ich zu dem schrägüber wohnenden alten, freundlichen Krämerpaar Kr. Was barg der Laden dort für Schätze! Sie hatten aber auch rein alles, dort fand sich die Schokolade bei der Schmierseife und den Holzpuppen, der Kaffee neben dem Schreibpapier, Peitschenschnüre, Bleistifte, Butter, Fett, Stahlsebern, Kämme, Scheuerlappen, Bonbons, kurz alles einträchtiglich bei einander, und wie es in dem Laden noch — herrlich. Da mein Vater und die Brüder mit Vorliebe dem Billardspiel huldigten, wurde viel ins Gasthaus „zum deutschen Kaiser“ — damals Witwer — gegangen. Alle halbe Stunde ertönte dann der Ruf: „Herr Witwer, ein Kind!“ Dieser festgesetzte Familienzuwachs brachte aber den kinderreichen Witwer“ keineswegs aus der Ruhe, im Gegenteil, er freute sich: je mehr Kinder, desto mehr Verdienst — „Kind“ wurde nämlich dort ein kleines Glas Bier genannt. Mein Vater, ein großer Wasserfreund, nahm öfters mit meinen Brüdern im Zaden zwischen Petersdorf und Wernersdorf ein „Freibad“ an einer Stelle wo das Baden, wenn nicht verboten, so doch wenigstens nicht erlaubt war. Eines Tages tauchten alle drei gleichzeitig. Beim Wiederheraufkommen gegenseitiges Anstaunen — dann großes Gelächter: Jeder war mit einer dicken, schmutzigen Oelfunte überzogen — sie waren in die Abwässer der nahen Fabrik geraten; so rächte sich auf der Stelle die Untat des verbotenen Badens. Damals wurden meist mit der ganzen Familie Fußwanderungen von ziemlicher Ausdehnung unternommen und zwar, vorzugsweise aus „Billigkeitsgründen“, unter Mitnahme von Proviant; von Petersdorf über Kynast—Saalberg—Goldne Aussicht—Hainfall—Giersdorf—Hermisdorf galt den Meinigen als ein halb- bis Dreiviertel-Tagemarsch. Ich sehe noch die große gelbbraunleberne — damals gab's noch Leder — Umhängetasche, welche, wo es gerade behagte, abgenommen und veranlaßt wurde, ihren unerlöschlichen Vorrat an Butterstullen, kaltem Braten, Schinken, Eiern und sonstigen jezt sagenhaften Herrlichkeiten herauszugeben. Einmal wurde auf einer großen Steinplatte mitten im Zaden zwischen Vitriolwerk und Kochelfall — meines Vaters Lieblingsweg — geschmaust. War der Ausflug ins Tal zu umfangreich geworden, so richtete man den Rückweg über Hermisdorf ein, ließ sich im Garten des einladenden blühfauberen Gasthauses „zum gold'nen Stern“ bei „Sischern“

nieder und spekulierte a la Hausse d. h. auf eine Rückfuhr oder wie man damals noch sagte, auf einen „Retourwagen“ und zugleich a la baisse, d. h. zu möglichst billigem Preise. Diese Spekulation schlug fast nie fehl, und oftmals fuhr für 50 Pfennige die ganze Familie stolz heim. Überhaupt, das liebe Hermisdorf und der liebe „Gold'ne Stern“ — Ich habe im Laufe der Jahre fünf Generationen der Sischerschen Familie dort kennen gelernt. Die alte „Großmutter“, die trotz ihrer 80 Jahre mit den Hühnern aufstand und bis spät in die Nacht hinein schaffte, die hübschen, stattlichen „alten Sischers“ mit ihrer schmutzen Tochter, der stets rührige Gustav mit seiner netten Frau, alles so brave fleißige ehrenhafte Leute. Wie tief schmerzlich war es mir, als ich, in gewohnter Weise eines Tages dort ankehrend, einen fremden Namen auf dem Schild las und erfuhr, daß die Aera Sischer vorüber sei. — Das Wandern war damals wohl gemüthlich, aber nicht so sicher und „sich des rechten Weges wohl bewußt“, konnte der Wanderer die Gegend durchstreifen. Der „R.-G.-D.“ bestand noch nicht und die Wegweiserfrage lag noch recht im Argen. Man war oft auf die Auskünfte der Holzarbeiter angewiesen, die nicht immer sehr lichtvoll waren. So wurde uns bei einer Koppenpartie auf die Frage nach dem richtigen Wege erwidert: „Immer 'nuf, durch a Pusch uf a Kupp.“ In jener „Gründerzeit“ haben wir natürlich dort auch so manche Gründungen mitangesehen, bei einer sogar mitgeholfen, nämlich beim Molktefel. Ich entsinne mich noch gut des ersten Ausfluges dorthin. An der Stelle etwa, wo jezt das stattliche Gasthaus steht, befand sich damals eine kleine Holzbude, in welcher, wenn ich nicht irre, Milch und Schnaps verkauft wurde, auch eine Petition um Erteilung der Schankkonzession zur Unterschrift auslag. Diese wurde denn auch pflichtschuldigt von den sämtlichen Vätern unserer damals großen Gesellschaft unterzeichnet; aber nicht nur von ihnen, sondern es gelang mir, dem kleinen Bernegrotz, in einem unbewachten Augenblick mich der Feder zu bemächtigen und meinen richtigen Sektanernamen ebenfalls unter das Schriftstück zu setzen. Wer will bezweifeln, daß der glückliche Erfolg lediglich dieser Unterschrift zu danken war? — Naturgemäß wurden wir bei dem treulichen Wiederkommen Jahr für Jahr mit den Wirten der so oft besuchten Stätten bekannt und in gewissem Sinne befreundet. Da war insbesondere „Mutter Liebig“ in Saalberg, die stets freundliche und tätige Frau, die schon als junges Mädchen uns so manches Mal Milch, Bier und die köstlichen Saalberger Kirschen kredenzte (eine sehr empfehlenswerte Zusammenstellung, die dann auch ihre Wirkung nicht verfehlte). Noch heute gehe ich nie an ihrem Hause vorüber, ohne sie mir herauszurufen und mit ihr von alten Zeiten und ihren sowie meinen Dahingegangenen Lieben zu plaudern. Im vergangenen Sommer kehrte ich, vom Kynast kommend, einen Augenblick in der „Kaiser Wilhelm-Baude“ ein; als ich beim Weggehen im Hausflur der Wirtin meinen Gruß biete, tönt es zurück: „Ja, sind Sie nicht der Herr aus Th. . .?“ Ich bejahte verwundert, worauf sie sich als Tochter von „Mutter Liebig“ zu erkennen gab. Ich habe mich herzlich gefreut, zu sehen, daß ich auch von ihr noch nicht vergessen war. Mit Vorliebe wurden von Petersdorf aus der freundliche Hain in Wernersdorf, sowie der Vogelberg und die Bibersteine besucht. Punkte mit herrlichster Aussicht auf Tal und Hochgebirge, wo heutzutage der „Herdenwanderer“ kaum hinkommt. Die Bibersteine hat seiner Zeit mein Vater in einem kleinen Gedicht im dortigen Fremdenbuch gefeiert, welches ich hier wiedergeben möchte. Es war, wie ich vorausschide, im Sommer 1875, der Juli war fast völlig verregnet und am ersten Tage nach dieser Regenperiode wurden die Bibersteine besucht. Das Gedicht lautete:

„Woher der Name Biberstein?“

„Woher mag er gekommen sein?“

So frug ich mich im vorigen Jahr.

Als ich hier im Gebirge war.

Was früher eine Frage war,

Jezt ist die Antwort sonnenklar.

Drei Wochen regnet es gewiß,

Für Biber wärs ein Paradies.

Doch weil wir keine Biber sind,

So wagten wir's bei günst'gem Wind

Und mit des alten Rheines Wein
Scheint uns der Sieg besichert zu sein.
Mit jedem Glas wird's heller schon,
„Weg mit der Biberpassion!“
Vom Fels weit in das Tal hinein!
„Hoch leb' der Blick vom Biberstein!“

Nun zum Schluß noch einmal zurück zum Petersdorfer Hause. Ich habe es, da wir Umstände halber später in anderen Orten des Riesengebirges Sommeraufenthalt nahmen, erst nach Jahren wieder gesehen, aber nicht das Haus, sondern seine Trümmer. An einem der ersten Augusttage 1897, nach der furchtbaren Überschwemmung, wanderten wir von Schreiberhau zu Tal. Petersdorf bot den Anblick entsetzlichster Verwüstung. Am linken Zadenufer abwärts, ein Stück unterhalb der „Steinschänke“ gelangte ich schließlich im Niederdorf an eine Stelle, wo aus tobenden Gluten die Vorder- und 2 halbe Giebelwände eines Hauses herausragten — das alte G. 'sche Haus. Inmitten dieses Mauerrestes gewahrte ich an der Wand ein einziges Möbel, ein altes schwarzes Ledersofa, und ich erkannte die Lagerstätte, auf welcher ich manch' seligen Kindertraum geträumt hatte. — Ich schäme mich nicht zu bekennen, daß mir die Tränen kamen. Leider ist es mir in den letzten Sommern nicht möglich gewesen, das alte gute Petersdorf wieder zu durchwandern, aber ich habe den Voratz, in den nächsten Gerichtsferien, wenn ich — will's Gott im Frieden — zum vierzigsten Male meine lieben Riesengebirge bereise, diese Stätten einer glückseligen Kindheit aufzusuchen.

Siegfried Sieber: Bei den deutschen Gebirgstruppen. Heftes Volksbücherei 25 Pfg. Der Verfasser steht bei unserer Gebirgstruppe in Schmiedeberg, war im Felde und ist wieder im Felde. Sein Schriftchen ist trotz seiner Kleinheit ein Juwel in der jetzt schon sehr angeschwollenen Literatur über den Krieg. Im großen Orchester der Kriegserlebnisse bringt dies kleine Instrument seine besondere Klangfarbe zur Geltung. Er ist in den Karpathen mit dabei gewesen, hat in der Bukowina gelebt, ist in Serbien eingerückt, hat mit Spionen zu tun gehabt, kleine Romane durch Zufall erlebt, unsere Türken kennen gelernt. Er hat nicht bloß tapfer gekämpft und alle Strapazen mit rühmlichem Mut ertragen, er hat nicht nur viel gesehen, nein, er hat auch Auge, Herz und Verstand mitgebracht, um das, was er erlebt, richtig und wahrhaft schildern und in das Ganze einordnen zu können. Auch an Phantasie fehlt es ihm nicht — und nicht bloß die Leser der Kriegsgeschichte werden auf ihre Rechnung bei diesem Schriftsteller kommen, der mit sicherem Stil nicht auf Effekt ausgeht, aber auch das nicht meidet, was dem harten Kriegsleben einen rosigen Schimmer verleiht.

Frau Marie Hoppe †. Eine der ersten und hervorragendsten Förderinnen der Spigenindustrie im Riesengebirge, Frau Marie Hoppe, ist im Alter von 85 Jahren gestorben und am Montag, den 25. Juni bestattet worden. Die Anfänge der Spigenhäherei im Riesengebirge gehen auf das Jahr 1855 zurück. Damals richtete dort aufgrund eines mit der preussischen Staatsregierung geschlossenen Vertrages der sachkundige Berliner Fabrikant Johann Jakob Wechselmann die ersten Spigenschulen ein, und an der Schmiedeberger Schule waren auch Frau Hoppe und ihre Schwester, Frau Berta Weinhold, als Lehrerinnen beschäftigt. 1880 übernahmen sie die Schmiedeberger Schule selbst, die späterhin von Frau Hoppe in Gemeinschaft mit ihrer Tochter, Frau Margarete Siegert, geleitet wurde. Die künstlerischen Erzeugnisse dieser Schule erregen vielfache Anerkennungen und haben den Ruhm der schlesischen Nähspitze auch ins Ausland tragen helfen. Als 1897 die Kaiserin in Schmiedeberg weilte, ließ sie sich Frau Hoppe vorstellen, um sie durch eine ehrende Würdigung ihres Wirkens auszuzeichnen. Hernach wurde Frau Hoppe zur königlichen Hoflieferantin ernannt, und jetzt hat an ihrer Grabstätte die Kaiserin durch den Landrat Dr. von Bitter eine prachtvolle Kränzspende niederlegen lassen. Die Spigenschule wird von Frau Margarete Siegert, der Gattin unseres so tätigen Vorstandsmitgliedes Ulrich Siegert, weitergeführt.

Jubiläum der Josephinenhütte. Auf ein 75jähriges Bestehen kam am 7. Juli d. Js. die Gräfl. Schaffgotsch'sche Josephinenhütte (Kunst-Glas-Fabrik) in Schreiberhau zurückblicken. Im Jahre 1842 wurde im obersten Teile von Schreiberhau in landschaftlich schöner Lage an der nach Böhmen führenden Zollstraße von dem damaligen Besitzer der freien Standes-

herrschaft Kynast, Leopold Grafen von Schaffgotsch auf Warmbrunn die noch heute bestehende Glashütte erbaut, die zu Ehren seiner Gemahlin Josephine Gräfin von Zieten, den Namen „Josephinenhütte“ erhielt. Am 7. Juli 1842 wurde der Betrieb der neuen Glashütte eröffnet und deren Leitung dem 1813 in Harrachsdorf in Böhmen geborenen Franz Pohl übertragen. Pohl, der zuerst in Prag, dann auf dem „Gewerbe-Institut“ der späteren technischen Hochschule Chemie und Technologie studiert und ausgedehnte Studienreisen nach den böhmischen und bayrischen Glashütten unternommen hatte, hat trotz des damaligen Fehlens aller Verkehrsmittel die Josephinenhütte rasch zu hoher Blüte gebracht. Ihm verdankt die Hütte ihren Ruf als Weltfirma. Die Wiederentdeckung der Mischung des den Römern bekannten weißen Emailglases sowie die seit langem verloren gegangene Kunst der Herstellung der berühmten venetianischen retikulierten Gläser sind Verdienste Pohls, die seitens der Regierung mehrfach anerkannt wurden. Die Erzeugnisse der Josephinenhütte erregten bereits wenige Jahre nach ihrer Gründung in den weitesten Kreisen Aufsehen. Auf den Weltausstellungen von London, Paris, Wien u. a. wurden die künstlerischen Leistungen der Josephinenhütte durch hohe Auszeichnungen anerkannt. Auch nach dem 1884 erfolgten Tode Franz Pohls hat die Josephinenhütte unter ihren späteren Leitern ihren künstlerischen Ruf im In- und Auslande zu wahren gewußt. Durch den 1907 erfolgten Neubau einer modernen Glasschleiferei hat der Hüttenbetrieb eine wesentliche Erweiterung erfahren. Seit Januar 1914 hat die Gräfl. Verwaltung den Chemieprofessor und Leiter der Versuchsglashütte an der k. k. kunstgewerblichen Hochschule für Glasindustrie in Haida (Böhmen) Rudolf Hohlbaum als Hüttendirektor angestellt, unter dessen Leitung die Josephinenhütte sich auch in der Kriegszeit trefflich weiterentwickelt hat.

Wilhelm Müller-Rüdersdorf: Des Glüdes Bräute. Spruchgedichte, 1,20 M. Fr. Seybold's Verlagsbuchhandlung, G. m. b. H., München. Der Verfasser gilt als einer der bedeutendsten Spruchdichter der heutigen deutschen Literatur. Seine Sprüche, die gedankliche Tiefe, Stimmungsraft und Edelsinn vereinigen, haben als wirklich poetische Leistungen bereits weiteste Verbreitung gefunden und sind Allgemeinut des deutschen Volkes geworden. Oft gehen sie ohne Verfasseramen — wie das echte Volkslied — durchs Land und weisen goldene Wegkräfte, Richtung und Ziel. Das Erlesenste aus Müller-Rüdersdorfs reicher Spruchernte bietet das vorliegende Bändchen. Der Verfasser ist uns besonders als erster ausgesprochener Isergebirgsdichter wert, der mehr als Heimatbedeutung erlangt hat.

Klinz und Klügge, von Roland Betsch verfaßt und von Georg Schütz bebildert. 1,50 M. Bergstadtverlag, Breslau. Es dürfte wohl das erste Buch sein, das in wahrhaft herzerfrischender Lebendigkeit und mit einem unverwundlichen Optimismus das strahlende Licht und die tiefen Schatten des Kriegerlebens in humoristische Form gewandelt, aber trotzdem in treffender Übereinstimmung mit der Wirklichkeit dem Leser vorführt. Unsere Kriegerwaffe hat in diesem Kriege einen staunenerregenden Sprung in der Vorwärtswirkung getan, und wenn auch das deutsche Volk die beispiellosen Kriegerleistungen unserer Krieger voll anerkannt hat, so haben doch die wenigsten einen rechten Begriff von dem Werdegang eines Kriegers mit seinen launischen Vorgängen und sprunghaften Zufällen. Wer also hier einen Blick hinter die Kulissen werfen und dabei gleichzeitig wertvolle Stunden der Erheiterung genießen will, dem kann dieses von sachmännischer Seite geschriebene und mit ergötzlichen Zeichnungen geschmückte Buch nur warm ans Herz gelegt werden.

Verantwortlicher Schriftleiter: Prof. Dr. Rosenbergs in Hirschberg.

Der Anzeigen-Umschlag zur vorliegenden Ausgabe des „Wanderer im Riesengebirge“ mußte, da die Beschaffung des geeigneten Papiers nicht möglich war, leider weggelassen. Zur Vermeidung weiterer Unterbrechungen in der Anzeigenveröffentlichung bei etwa anhaltender Papierknappheit ist ein Provisorium in Aussicht genommen, über dessen Form zur Zeit zwischen dem Hauptvorstand und der Verlagsdruckerei Verhandlungen schweben.